

## **Die Kraft der Vision ins Spiel bringen**

Der Titel des Seminars stand lange fest. Der Sinn war für mich selbstverständlich, schließlich hatte ich den Titel selbst gewählt. Jetzt aber fange ich an zu zweifeln.

Was ist Kraft überhaupt? Und was meine ich mit „Vision“?

„Ins Spiel bringen“ – das ist ja noch am einfachsten zu verstehen. Aber wozu soll das gut sein?

Was sollte das für einen Sinn machen?

Plötzlich wurde mir klar: Alles hing miteinander zusammen, daraus ergab sich der Sinn.

Aber wo beginnen?

Ich beginne bei der Kraft. Wie erlebe ich „Kraft“?

Ich beginne beim Gegenteil, bei der Kraftlosigkeit, die mich manchmal erfasst, als hätte jemand den Stecker rausgezogen.

Saft, das steht für Strom. Kein Saft, keine Kraft: ich sehe es den Blumen an, wenn der Saft nicht mehr durch den Stengel aufsteigt, wenn die Blüte abknickt, den Kopf hängen lässt.

So fühle ich mich manchmal. Es ist ein Zustand, in den ich hineingerate, ohne mir bewusst zu sein, wie es dazu kommen konnte. Plötzlich ist er da, und es fühlt sich an, als gäbe es nichts anderes. Es ist ein Zustand der Aussichtslosigkeit. Ihn erlebe ich als Gegenteil von jenen Momenten, in denen die Kraft wiederkehrt, und, damit verbunden, eine Vision, die mehr ist als ein Bild, das vor Augen steht.

Diese Art von „Vision“ ist ein ganzkörperlicher Zustand erhöhter Lebendigkeit, Wachheit, Bewusstheit und zugleich tiefer Entspannung. Auch da weiß ich nicht, woher er kommt. Plötzlich ist er da. Ich kann nur Vermutungen anstellen. Oft geht ihm ein befreiender Traum voran, dessen Inhalt ich nicht genau memorieren kann, aber dessen Nachricht sich in einer Befindlichkeit äußert, die mich über das Erwachen hinein in das Tagesbewusstsein begleitet. Ich versuche dieses Befinden,

diese ekstatische Ek-Sistenz in mir zu bewahren.  
Es gelingt immer besser.

Seit einigen Jahren begegne ich im Traum Verstorbenen, die für mich im Leben wichtig waren und in Situationen der Weichenstellung entscheidend dazu beigetragen haben, mich „richtig“ zu entscheiden. In der Traumbegegnung zeigen sie sich nun von einer Seite, die ich im Leben zwar spürte, aber mich nicht ganz auf mein Gespür verlassen wollte. Ich nenne es das Gespür für eine heilende, erlösende Jenseitigkeit, das als Gespür für eine übergeordnete Stimmigkeit Gleichgewicht schafft zur alltäglichen Wirklichkeit, die durch Routine und Gewohnheit geprägt ist.

Nun lerne ich mit den Jahren hinzu und beginne mich darauf zu verlassen. Ich nehme die Spur auf. Das Gespür wird stärker, deutlicher in seiner Aussage, die wortlos ist. Alles geht über das Befinden, das Erleben, das gelebte Sein als Bewusstsein. Etwas kommt ins Spiel. Eine Qualität mischt sich verstärkt ein in mein Leben ein, dieses Mitmischen nehme ich wahr und begrüße es.

„Ins Spiel bringen“ – das bedeutet, mentale Trennungen zu überwinden, die die Ratio errichtet hat, um besser unterscheiden zu können. Die Unterschiede bleiben bestehen, aber sie werden wieder zu dem, was sie von Anfang an waren: Gerüste, Gehhilfen, derer sich der Geist bedient, um sich zu orientieren. Es sind Rahmungen, ohne Inhalt, es sind Funktionen, die Ordnung schaffen, aber die Ordnung selbst wird immer neu geschaffen, stellt sich selbstorganisierend immer wieder von Neuem her: Ordnung machen ist ein schöpferischer Prozess. Die Ordnung ist für das Leben da und nicht das Leben ist für die Ordnung, zumal wenn es eine fremde ist, die unreflektiert übernommen wurde.

Mit dem Spielen beginnt ein neuer Prozess, der Orientierung und des Ordners, und auch er führt nicht zu endgültigen Ergebnissen.

Zeit meines Lebens war ich von Zweifeln geplagt, die meine Begeisterungsfähigkeit kontrapunktieren. Kaum hatte mein Geist Fuß gefasst, wurde ihm durch die Zweifel der Boden unter den Füßen weggezogen. Jetzt erst kann ich dieses Phänomen nicht nur erkennen, sondern wertschätzen. Der Zustand des „Zweierlei“ ist ein Zustand voller Spannung, innerer Bewegung, Erregung. Ich will ausrufen: Das halte ich nicht aus! Und während dieser Ausruf sich in mir formiert, bildet sich in mir zunehmend eine Stimme aus, die „weiß“, dass gerade dieses Zweierlei der Ausweg aus dem Einerlei, Vielerlei, Allerlei, aus einer Beliebigkeit ist, die jeden schöpferischen Prozess unterbindet.

Was ist dieses „Zweierlei“? Ich kenne das Wort aus dem Märchen. Der Held gerät in einen Zustand, in dem es ihm zweierlei wird. Das Zweierlei lässt ihn gruseln. Seine heldenhafte Zuversicht bekommt Rissen und Lücken, etwas frisst Löcher in sein Heldengebaren hinein. Und er wäre kein Held, wenn er dies nicht zulassen könnte. Natürlich gilt dies auch für Heldinnen, und besonders für sie, denen die Gesellschaft die Rolle einer siegesgewissen selbstbewussten Emanzipation zugeteilt hat, wobei diese Zuteilung auch ohne das Recht auf Emanzipation auskommt.

Das Zweierlei der Märchen fand ich im philosophisch motivierten und definierten Zweifel wieder – von Descartes über Kant bis zu Husserl legt der Zweifel eine Bewusstseinsspur aus, der ich folge, auch wenn ich der Sprache philosophischer Argumentation nur mit Mühe folgen kann. Dem philosophischen Staunen, von dem Aristoteles

sagte, es befeuert das Philosophieren, ist das philosophische Zweifeln entgegengesetzt, das die mentale Aktivität des Denkens anregt. In einem weiteren Schritt nun werden Staunen und Zweifel miteinander in eine kontrapunktische Stimmführung gebracht

Jetzt zeigt sich eine Struktur, die im Nebeneinander die verschiedenen Zustände eines phänomenologisch reflektierten Erlebens anordnet. Das Nebeneinander verhindert, dass sich die Zustände einer kausalen Linearität unterordnen müssen, als gäbe es eine zeitliche Abfolge, in der sie auftreten, wobei jede Folge von der folgenden sozusagen überschrieben wird, als strebe der Prozess auf ein endgültiges Ergebnis zu. Das Nebeneinander im Gegensatz zum Nacheinander erlaubt ein prozessorientiertes Vorgehen, das sich nicht an gewünschten Ergebnissen orientiert.

Nun erkenne ich die Struktur, die sich abbildet, ich erkenne sie wieder, es ist die Struktur des Tetralemma (des Urteilsvierkant, auf Deutsch übersetzt, abgeleitet vom indischen *catuṣcoti*, die sich der buddhistische Lehrer Nagarjuna aus dem 2. Jahrhundert zunutze gemacht hat).

Kraft – Vision – Spiel: 1 – 2 – 3

Das ist die Dreieinigkeit, die die Energie zum Fließen bringt und den schöpferischen Prozess initiiert.

4: Hier wird ein Ort (*topos*) eingerichtet, der den Zustand des Zweifels einbindet, thematisiert (*topos* ist nicht nur ein Ort, sondern auch ein Thema), und in den Prozess integriert. Alles auf 0. Alles von vorne. Das heißt nicht: Alles nochmal. Ganz im Gegenteil. Das Anfangen ist jedes Mal anders.

5: Es geht weiter, aber anders als gedacht.

Das Denken bekommt Flügel. Es bekommt eine Startbahn, auf der es sich erwärmen und in Schwung bringen kann, so dass es zu seinen Höhenflügen abhebt – und gleichzeitig einen Ort im Bewusstsein hat, das eine Rückkehr ins Diesseits (in die alltäglich vorgeschriebenen, genormten, also „normalen“ Konditionen) erlaubt.

Der Startplatz ist der Landeplatz. Aber der Flug wird jedes Mal zu einem neuen Phänomen. Nichts ist und bleibt altbekannt.

Kraft – Vision – Spiel / 1 – 2 – 3 ins Spiel, spielerisch in eine systemische Strukturaufstellung (Matthias Varga) bringen.

**1: KRAFT.** Das deutsche Wort lässt sich auf eine germanische Bezeichnung von Muskelanspannung zurückführen.

Die Muskelanspannung wird auch genannt, um den hebräischen Begriff des *Tzimtzum* zu veranschaulichen, um den Bestand leibesphänomenologisch nachvollziehen zu können.

Tzimtzum (hebräisch wörtlich ‚Konzentration‘ oder auch ‚Kontraktion‘), beschreibt nach der Kabbala in der Tradition Isaak Lurias (Isaak Luria, aus Loria in Norditalien stammend, jüdischer Kabbalist, 1534 geboren in Jerusalem; gestorben 1572 in Safed in Galiläa) die Selbstkontraktion Gottes aus seiner eigenen Mitte. Durch diese Kontraktion entsteht ein mystischer Hohlraum, durch den die Existenz des Weltalls überhaupt erst möglich gemacht wird. Gott entäußert sich nicht ganz, sondern hält einen Teil seiner Kraft zurück als ruhendes Potential, den anderen Teil stellt er als Raum und als wirkende Kraft einer Schöpfung zur Verfügung, die erst aufgrund dieser Selbstteilung Gottes zustande kommen kann. Blicke Gott, oder besser, das ewige Licht, in seinem ruhenden Zustand, so käme es zu keiner Kraft und zu keiner Bewegung in einer Welt, die als Auswirkung von Kraft und Bewegung sich verwirklicht.

So erzähle ich mir das, um mir das Zustandekommen von Wirklichkeit zu erklären, und auch, um mir selbst auf die Sprünge zu helfen, wenn es darum geht, mich selbst zu verwirklichen.

Die Erzählung vom göttlichen *Tzimtzum* hat mir geholfen zu verstehen, wieso Gott, das Absolute, oder unendliche Licht einen Unterschied gemacht haben zwischen sich und der Unendlichkeit, in der sie verweilten, bis zu dem Moment, da sie heraustraten aus dem ewigen Zustand und sich „entäußerten“.

Der Begriff der Entäußerung entstammt dem griechischen Kenosis (altgriechisch „Leerwerden“, „Entäußerung“) und ist das Substantiv zu dem von Paulus im Brief an die Philipper gebrauchten Verb *ekénōsen* „er entäußerte sich“ (Phil. 2, 7).

Über Jesus Christus ausgesagt, bedeutet der Begriff den Verzicht auf göttliche Attribute bei der Menschwerdung. Darüber hinaus kann er das „Leerwerden“ des einzelnen Gläubigen für den Empfang der göttlichen Gnade bezeichnen. Der jüdische Philosoph Hans Jonas bezog die Kenosis-Vorstellung auf die „Selbstentäußerung des Schöpfergeistes im Anfang der Dinge“.

Um Hans Jonas und seine Theorie von der göttlichen Kenosis zu verstehen, muss man auf die mystische Erzählung von der Selbstentäußerung des Schöpfergeistes zurückgreifen. Ich verstehe das so: Am Anfang war der Unterschied, das heißt: Gott macht einen Unterschied.

Es gibt in mir zwei Wirklichkeiten. Die eine steht im Vordergrund und nimmt für sich in Anspruch, vordergründig betrachtet, die einzig „reale“ zu sein. Die andere Wirklichkeit hält sich im Hintergrund und scheint nur manchmal auf, in lichten Momenten. Diese stehen im Kontrast zu den vielen Momenten der Aussichtslosigkeit der vordergründigen Wirklichkeit. Von dort kommt die Kraft weiterzumachen, Neues zu beginnen, nicht aufzugeben, nicht die Gewohnheiten, die Routinen, die eingefahrenen Gedankenbahnen über das Bewusstsein siegen zu lassen, sondern wach zu bleiben.

Wachheit steht für Bewusstheit. Wachheit als Bewusstseinsqualität kann auch in Zuständen der Tiefenentspannung, im Traum und Schlaf wirken. Doch zurück zu der Tzimtzum-Erzählung.

Gerade in der Einschränkung Gottes liegt seine Macht als Schöpfer. Am Anfang war alles von dem einfachen Licht des En Sof erfüllt. Dieses kontrahierte sich in der Mitte seines Lichts. Dadurch entstand ein absolut gleichförmiger leerer Raum, eine sphärische Kugel in der Mitte der Unendlichkeit. Ohne den Tzimtzum hätte es keinerlei Raum für die Schöpfung gegeben.

Gott ist als Einschränkung, das heißt als Tzimtzum, in der Welt zugegen. Durch diese Einschränkung hat er die Welt erschaffen. Zugleich ist diese Selbsteinschränkung die Weisheit Gottes. Mit dem Tzimtzum hat sich das En Sof in der Mitte seines Lichts eingeschränkt, um einen leeren Hohlraum zu schaffen, indem er ihn als Rest übrig zu lassen. Dies geschah, „ ... um den Aspekt der Gefäße zu erzeugen. Denn durch einen Zimzum des Lichtes und seine Verringerung war die Möglichkeit für die Entstehung und Offenbarung des Gefäßes geschaffen. Denn wenn das Licht überhand nimmt, wird das Gefäß wegen seiner geringen Kraft, das starke und große Licht aufzunehmen, aufgelöst. Es bedarf also zuerst eines Zimzum und einer Verringerung des Lichtes, und dadurch wird die Existenz des Gefäßes offenbart.“

Das unendliche Licht kontrahiert sich, um einen leeren Raum zu schaffen. Von da geht jede weitere Schöpfung aus. Die weiteren Schöpfungsebenen aufgrund göttlicher Emanationen sind Themen der jüdischen Mystik, der Kabbala. Doch hier geht es um die Frage des Anfangs.

Der Tzimtzum wird zum Teil als das kreative Nichts der göttlichen Einheit gedeutet. Das Nichts ist die Weisheit und die Weisheit ist der Tzimtzum. Gott hat die Welt aus dem Tzimtzum, bzw. dem Nichts erschaffen. Dieses Nichts ist damit nicht der Gegensatz zum Sein. Es ist vielmehr die im Tzimtzum präsente Gottheit. Dieses Nichts ist also Tag für Tag die Lebenskraft der Welt. Dem Tzimtzum auf der göttlichen Seite entspricht auf der Seite des Menschen das

Loslassen von der materiellen Welt. Die Gottheit steigt in das Nichts herab und der Mensch steigt in einem Akt der Einswerdung zu der göttlichen Weisheit des Nichts hinauf im Sinne einer *unio mystica*.

Was könnte das Ziel einer solchen Bewegung sein, die zwischen Involution und Evolution pendelt?

Diese Fragen beschäftigen mich im Zusammenhang mit einer kontemplativen Auslotung des Wortes KRAFT.

„Am Anfang war die Kraft.“

Faust überlegt sich bei der Übersetzung des bekannten Satzes „Am Anfang war das Wort“ Alternativen.

*Geschrieben steht: »Im Anfang war das Wort!«  
Hier stock ich schon! Wer hilft mir weiter fort?  
Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,  
Ich muß es anders übersetzen,  
Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.  
Geschrieben steht: Im Anfang war der Sinn.  
Bedenke wohl die erste Zeile,  
Daß deine Feder sich nicht übereile!  
Ist es der Sinn, der alles wirkt und schafft?  
Es sollte stehn: Im Anfang war die Kraft!  
Doch, auch indem ich dieses niederschreibe,  
Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.  
Mir hilft der Geist! Auf einmal seh ich Rat  
Und schreibe getrost: Im Anfang war die Tat!*

*Am Anfang ist die Kraft* – diese Übersetzung ist weder Anfang noch Ende, sondern eine Durchgangsphase. Vorher war noch das Wort *Sinn* das richtige, und danach steht für Faust fest, wie es heißen muss: *Am Anfang war die Tat*. Der *Sinn* hat nicht die Wirkungsmacht wie die *Tat*, und auch die *Kraft* reicht nicht aus, um den schöpferischen Prozess zu initiieren.

Sri Aurobindo spricht allerdings von einer bewussten Kraft (*conscious force*), und Kraft in Verbindung mit Bewusstsein entfernt sich vom rein physischen Aspekt, den wir mit Kraft assoziieren, und auf den die Wortherkunft des Wortes hindeutet. Auch die Kontraktion, auf die der Begriff Tzimtzum hinweist, ist mehr als eine Kontraktion des Muskels. Es ist ein geistiges Geschehen, das den Zustand der Konzentration ermöglicht. Sri Aurobindo schreibt in seinem Werk DAS GÖTTLICHE LEBEN, BUCH 1, Kapitel X. über die *Bewußte Kraft*:

*Alles phänomenale Dasein läßt sich auf Kraft, auf eine Bewegung von Energie zurückführen. Diese nimmt mehr oder minder materielle, mehr oder minder grobe oder feine Formen an, um sich ihrer eigenen Erfahrung gegenüber selbst darzustellen.*

*In alten Gleichnissen, durch die sich menschliches Denken Ursprung und Gesetz des Wesens verständlich und wirklich zu machen versuchte, wurde dieses unendliche Dasein von Kraft als ein Meer dargestellt. Am Anfang ist es völlig ruhig und darum frei von Formen. Aber die erste Dünung, der Anfang einer Bewegung, macht das Erschaffen von Gestaltungen notwendig. Das ist der Keim des Universums.*

*Es wird immer klarer, daß die Leistungsfähigkeit unseres totalen Bewußtseins nicht nur bei weitem über unsere Organe, die Sinne, die Nerven, das Gehirn hinausgeht, sondern daß selbst für unser gewöhnliches Denken und Bewußtsein diese Organe nur deren gewohnheitsmäßige Werkzeuge, nicht ihre Erzeuger sind. Das Bewußtsein verwendet das Gehirn, das sein Drängen nach höherer Entwicklung hervorgebracht hat. Nicht das Gehirn hat das Bewußtsein produziert, noch verwendet es dieses.*

Am Anfang war Bewusstsein. Es hat keine Substanz. Es wird vom Substantiv zum Adjektiv: bewusste Kraft. Das Bewusstsein modifiziert die Kraft. Dank der Kraft, die alles Lebendige durchfließt, durchdringt Bewusstsein alle Ebenen des Phänomens *Sein*.

*Unser physischer Organismus verursacht oder erklärt Denken und Bewußtsein ebenso wenig wie die Konstruktion einer Maschine die Antriebskraft des Dampfes oder der Elektrizität verursacht oder erklärt.*

*Die Kraft ist das Primäre, nicht das physische Instrument.*

Sri Aurobindo zitiert aus den Veden und stellt die visionären Sichtweisen, in Sprüchen verdichtet, seinen Texten voran.

*Sie schauten die Selbst-Kraft des Göttlichen Wesens, tief verborgen durch seine eigenen bewußten Wirkensweisen.*  
Svetasvatara Upanishad, I.3.

*Dieses ist Er, der wach ist in denen, die schlafen.*  
Katha Upanishad, V.8.

*Könnte nicht – da selbst dort mentales Bewußtsein existiert, wo wir nur Unbelebtheit und Trägheit sehen – auch in materiellen Objekten ein universales unterbewußtes Mental vorhanden sein, obwohl es nicht handeln und sich aus Mangel an Organen seinem äußeren Wesen nicht mitteilen kann?*

*Ist der materielle Zustand eine Leere an Bewußtsein, ist er nicht vielmehr ein Schlaf des Bewußtseins, unter dem Gesichtspunkt der Evolution vielleicht ein ursprünglicher Schlaf und nicht der eines Zwischenzustandes?*

*Belehrt durch das menschliche Beispiel, verstehen wir ja unter Schlaf nicht Suspendierung des Bewußtseins, sondern daß dieses nach innen gesammelt ist und sich von der bewußten physischen Reaktion auf die Einwirkungen äußerer Dinge zurückgezogen hat.*

*Ist das nicht gerade der Zustand alles Daseins, das noch keine Mittel für Kommunikation mit der äußeren physischen Welt entwickelt hat? Gibt es nicht eine Bewußte Seele, purusha, die ewig wacht gerade in allem, das schläft?*

Sri Aurobindo geht weiter, indem er die bewusste Kraft auch dort wirken und in ihrer Wirkungsweise sich phänomenologisch auch dort beobachten lässt, wo sie nicht vermutet wird.

*Wir sollten, wenn wir vom unterbewußten Mental sprechen, mit diesem Ausdruck etwas meinen, das von der äußeren Mentalität nicht verschieden ist, sondern nur unter der Oberfläche wirkt, dem wachen Menschen unbekannt in diesem Sinne, außer wenn er tiefer hinabdringt und einen weiteren Horizont gewinnt.*

*Die Phänomene des subliminalen Selbsts gehen weit über die Grenzen einer solchen Definition hinaus. Es umschließt ein Wirken, das an Leistungsfähigkeit dem, was wir als die Mentalität unseres wachen Selbsts erkennen, nicht nur unermesslich überlegen, sondern auch der Art nach völlig verschieden ist. Wir haben darum ein Recht zu der Vermutung, es gibt in uns ein Überbewußtes ebenso wie ein Unterbewußtes, einen Bereich bewußter Fähigkeiten und entsprechend eine Organisation von Bewußtsein, die sich weit über jene psychische Schicht erhebt, der wir den Namen Mentalität geben. Kann aber dieses subliminale Selbst in uns, das sich über den Mentalbereich empor in das Überbewußte erhebt, nicht auch in das Unterbewußte unterhalb des Mentals hinabreichen? Gibt es in uns und in der Welt nicht Bewußtseinsformen, die submental sind und denen wir die Bezeichnung vitales und physisches Bewußtsein geben könnten?*

Darum geht es: Die bewusste Kraft überall aufspüren und wirken lassen. Das Zulassen dieser Wirkungen im Bewusstsein selbst, aber auch in der Subtilität, mit der die bewusste Kraft sich in ihren Verkörperungen wahrnehmen lässt, trägt dazu bei, im Seinlassen das Sein neu zu entdecken und im Loslassen sich störender Einflüsse zu entledigen.

1: Das ist der Ort, an dem die Dynamik, die sich aus der subtilen Betrachtung des Subtilen ergibt, zugelassen werden

kann. Der Ort ist wie ein Gefäß, in dem sich Eindrücke des Subtilen sammeln und verdichten. Es ist ein Ort der Sammlung, der jedes Mal neu betreten und auch wieder verlassen wird. Es ist ein leerer Ort, ein Ort der Leere, im Sinne des Tzimtzum ein Ort, aus dem Gott sich zurückgezogen hat um ihn dem Menschen zu überlassen, auf dass er seine eigenen Erfahrungen damit mache und sich seiner selbst bewusst werde.

Eine seiner seltenen Skulpturen hat der amerikanische Farbfeldmaler Barnett Newman ZIM ZUM II betitelt. Die gefalteten Wände aus Stahl lassen einen begehbaren Freiraum entstehen. Newman hat 1963 eine Synagoge entworfen, die als leerer Ort, aus dem sich Gott zurückgezogen hat, ZIM ZUM repräsentiert.



Barnett Newman, Zim Zum II, Düsseldorf, Ständehaus

Anselm Kiefer nennt ein Werk aus dem Jahr 1990 *Zim Zum*.

Es gibt ein kosmologisches Modell als Alternative oder besser als Ergänzung zum *Big Bang*. *Big Bounce* geht wie *Tzimtzum* von einem im Anfangszustand unendlichen und völlig gleichförmigen Universum aus, das sich in einer als spontan angenommenen Kontraktion, bis hin auf einen extrem kleinen, nahezu punktförmigen Raum verdichtete. Als die Energiedichte eine bestimmte Schwelle erreichte, stoppte die Kontraktion und führte durch eine quantenphysikalisch begründete Art von Rückpralleffekt (*bounce*) zur Expansion mit eben jenem Urknall ("Big Bang"), der das heutige Universum mit seiner Masse hat entstehen lassen.  
([de.wikipedia.org/wiki/Tzimtzum](http://de.wikipedia.org/wiki/Tzimtzum))

**2: VISION.** Zur Statik eines ekstatisch visionären Zustandes. Vision kann nicht unabhängig von der Dynamik der bewussten Kraft erlebt und verstanden werden. Die Dynamik, die durch den Einfluss der subtilen Kräfte initiiert wurde, verdichtet sich und leitet über zu einem Zustand der Stille und Statik. Dieser Ort kann wie ein Tempel, wie ein Heiligtum dazu dienen, die Kraft an ein Bewusstsein zu binden, das sich als Ich selbst versteht. In der Vision geht es um Heilung im weitesten Sinne, um Ganzwerdung, um Erfüllung.

Wieder gehe ich vom Gegenteil aus: Aussichtslosigkeit. Es ist ein Zustand, in dem die Sicht auf das Ganze, auf die Ganzheit, Einheit des Ganzen in der Ganzheit verwehrt ist. Vision ist mehr als eine Sichtweise – es ist ein Zustand, der unabhängig von visuellen Eindrücken sich einstellt und das Befinden augenblicklich verwandelt in einen lichten Moment. Lichte Momente durchziehen mein Leben. Immer wieder richte ich meine Aufmerksamkeit darauf, dass sie erscheinen, und wie ihr Erscheinen an bestimmte Umstände gekoppelt ist. Immer wieder suche ich Orte, innere und äußere auf, wo die Energie, die wirkende Kraft der Vision spürbar wird.

Innere Suchprozesse laufen unbewusst ab, getragen von einem verborgenen Bewusstsein, das den tiefsten und den höchsten Sinn kennt und sich danach richtet, ihn suchend schafft. Das Finden ist der Erfolg des Suchens. Doch der Erfolg zeigt sich anders als gedacht, er scheint auf als Vision. Vision muss nicht in die Tat umgesetzt werden wie ein Plan oder Programm – Vision ist immer schon umgesetzt, sobald sie als Phänomen auftaucht, sobald sie auf sich aufmerksam macht, sich zeigt: ihr Erscheinen ist ihre unmittelbare Wirkung. Ihre Wirkung besteht in ihrem Erscheinen.

Kraft und Vision bedingen sich wechselseitig.

Rückschauend wird es klar:

Nicht Bewegung als Vorläufer und primäre Art einer Handlung mehrt die eigene Kraft, sondern die bewusste, bewusst gewordene Kraft bewegt, sie rührt indem sie berührt.

Nicht der eigene Wille als persönliche Eigenschaft, Fähigkeit und Vermögen des Menschen bewirkt dieses Bewegt-sein als Gerührt-sein, sondern die Vision, in der eine wirkende Kraft (Energie) als „göttlicher Wille“ erschaut wird.

Vision ist ein energetisches Phänomen, das sich aus dem Erleben einer phänomenalen Energie nährt.

„Phänomenal“ soll hier heißen: etwas, das sich dem Bewusstsein zeigt, indem es aufscheint.

Die bewusste Kraft, von der Sri Aurobindo spricht, zeigt sich dem Bewusstsein, das seine Aufmerksamkeit darauf richtet und sich nach diesem Aufscheinen ausrichtet.

Dann wird alles eindeutig, jenseits jeder mental angestrebten und angestregten Deutung.

Doch Eindeutigkeit braucht Unterschiede.

Sollte es also nicht heißen: Am Anfang war der Unterschied?

**AM ANFANG WAR DER UNTERSCHIED: Religionen**, sagt Religionswissenschaftler Christoph Uehlinger, *«haben zu ihrer eigenen Entstehungsgeschichte oft ein ambivalentes Verhältnis. Sofern sie eine absolute Wahrheit für sich beanspruchen, stellen sie ihren eigenen Ursprung gerne als Geschehen höherer Offenbarung oder Erkenntnis dar, als Eintritt der Wahrheit in die Welt. Dabei bedienen sie sich einer Rhetorik des Notwendigen, des Unbedingten. Emblematische Ereignisse erscheinen von langer Hand geplant, Gott führt die Regie. Die Leistung dieser Sichtweise ist, dass sie sich gegen Einwände immunisiert, dass alles auch ganz anders hätte kommen können.*

Die Selbstentäußerung Gottes schafft einen Unterschied.  
Gott macht einen Unterschied.

Noch lange bevor Isaak von Luria seine Vision von der Selbstkontraktion des unendlichen Lichts (*En Sof* = es ist ohne Ende) empfing, hatte Paulus die *Kenosis* (Leerwerden) Gottes als Menschwerdung Gottes formuliert.

Der jüdische Philosoph Hans Jonas bezog jedoch die *Kenosis*-Vorstellung auf die „Selbstentäußerung des Schöpfergeistes im Anfang der Dinge“ (Hans Jonas: *Geist, Natur und Schöpfung. Kosmologischer Befund und kosmogonische Vermutung*)

Hans Jonas schreibt 1984: *Im Anfang, aus unerkennbarer Wahl, entschied der göttliche Grund des Seins, sich dem Zufall, dem Wagnis und der endlosen Mannigfaltigkeit des Werdens anheimzugeben. Und zwar gänzlich: Da sie einging in das Abenteuer von Raum und Zeit, hielt die Gottheit nichts von sich zurück; kein unergriffener und immuner Teil von ihr blieb, um die umwegige Ausformung ihres Schicksals in der Schöpfung von jenseits her zu lenken, zu berichtigen und letztlich zu garantieren. Auf dieser bedingungslosen Immanenz besteht der moderne Geist. Es ist sein Mut oder seine Verzweiflung, in jedem Fall seine bittere Ehrlichkeit, unser In-der-Welt-Sein ernst zu nehmen: die Welt als sich selbst*

*überlassen zu sehen, ihre Gesetze als keine Einmischung duldend, und die Strenge unserer Zugehörigkeit als durch keine außerweltliche Vorsehung gemildert. [...] Damit Welt sei, und für sich selbst sei, entsagte Gott seinem eigenen Sein; er entkleidete sich seiner Gottheit, um sie zurück zu empfangen von der Odyssee der Zeit, beladen mit der Zufallsernte unvorhersehbarer zeitlicher Erfahrung, verklärt oder vielleicht auch entstellt durch sie. In solcher Selbstpreisgabe göttlicher Integrität um des vorbehaltlosen Werdens willen kann kein anderes Vorwissen zugestanden werden als das der Möglichkeiten, die kosmisches Sein durch seine eigenen Bedingungen gewährt: Eben diesen Bedingungen lieferte Gott seine Sache aus, da er sich entäußerte zugunsten der Welt.*

*Mit dem Erscheinen des Menschen erwachte die Transzendenz zu sich selbst. (...) Jeder Artenunterschied, den die Evolution hervorbringt, fügt den Möglichkeiten von Fühlen und Tun die eigene hinzu und bereichert damit die Selbsterfahrung des göttlichen Grundes. (...) Die Schöpfung war der Akt der absoluten Souveränität, mit dem sie [Anmerkung: die Gottheit] um des Daseins selbstbestimmter Endlichkeit willen einwilligte, nicht länger absolut zu sein – ein Akt also der göttlichen Selbstentäußerung. (...) Nachdem er sich ganz in die werdende Welt hineingab, hat Gott nichts mehr zu geben: Jetzt ist es am Menschen, ihm zu geben.“*  
– Hans Jonas: *Der Gottesbegriff nach Auschwitz. Eine jüdische Stimme*. Suhrkamp 1984, S. 15–47.

Isaak von Luria verlegt die Kenosis an den Anfang der Schöpfung: die Schöpfung ist die Auswirkung der Kensis. Die christlich verstandene Kenosis, wie sie zuerst von Paulus beschrieben wurde, ist so gesehen eine Weiterentwicklung des Göttlichen im Rahmen seiner Schöpfung. Durch die Menschwerdung Gottes wird das Wort Fleisch – die Inkarnation des Göttlichen im Menschen hat begonnen und ist für die Christen zugleich mit Christus abgeschlossen.

Im Hinduismus hingegen bezeichnet *Avatara* (Sanskrit wörtlich: „Abstieg“, von *ava-* „hinab“ und *tī* „überqueren“) die Manifestation des höchsten Prinzips (Brahman) oder einen göttlichen Aspekt, der die Gestalt eines Menschen oder Tieres annimmt. Avatara bezieht sich immer auf den Gott selbst oder seine Kraft (Chit-Shakti), die sich in einer besonderen gottgeweihten Seele (Atman) manifestiert bzw. zu dieser Seele hinabsteigt. In der Theosophie bezeichnet Avatara allgemein die Inkarnation des Göttlichen. Sri Aurobindo spricht von einem Göttlichen Leben (Life Divine) als einem Leben, in dem sich zunehmend das Göttliche manifestiert.

Fazit: Entäußerungen jeglicher Art kreieren Unterschiede, wobei der Unterschied zwischen Innen und Außen, Bekannt und Unbekannt nur den Anfang endlos fortzusetzender Unterscheidungen bildet. Gott, so könnte man es in einer saloppen Kurzfassung darstellen, macht den Anfang, indem er einen Unterschied macht: er teilt sich in zwei Teile. Er ruht einerseits in einer endlosen Gleichförmigkeit, andererseits schafft er Raum für eine Welt, in die er sich ergießt und so sich schöpferisch gestaltend auslebt. Warum sollte das nicht auch für den Menschen gelten, dessen empirisches Ich die eigenen Möglichkeiten der Selbstschöpfung fokussiert, während das transzendente Ich das Verweilen in der Endlosigkeit anstrebt? Ein Paradox, mit dem ICH spielerisch zurechtkommt, entspringt doch die Ewigkeit seiner eigenen Vorstellung ebenso wie das Konzept der Gleichzeitigkeit, die sowohl das Eine als auch das Andere koexistieren lässt.

*Der feine Unterschied*, so titulierte Dirk Baecker seine Rezension von Spencer Browns berühmten Werk „Laws of Form“. Dessen Kalkül belehrte nicht nur den Soziologen Niklas Luhmann.

*Ich bin, was ich nicht bin, hatte die Philosophie von Fichte bis Sartre skandiert und damit nicht nur sich selbst reproduziert, sondern offensichtlich auch etwas Wahres über das Subjekt formuliert. Aber Sätze dieser Art wurden als Metaphysik und Rhetorik denunziert. Mit Hilfe des Spencer- Brownschen Kalküls lassen sie sich genauer untersuchen. Sein Einsatz stellt unsere gewohnte Identitätslogik auf den Kopf, indem nicht von Identitätsbezeichnungen, sondern von Unterscheidungen ausgegangen wird. Etwas kann nur sein, was es ist, indem es sich von allem unterscheidet, was es nicht ist. Diese Unterscheidung ist jedoch keine Zusatzleistung, die im nachhinein beschreibt, was schon da ist, sondern die Voraussetzung dafür, daß überhaupt etwas ist (und nicht vielmehr nichts).*

So gesehen erscheinen Differenzen in einem neuen Licht, denn ohne Differenzen wäre zwar alles eins, oder aber auch – keins. Ohne Unterscheidung keine Entscheidung. Und was wäre ein Leben ohne Entscheidungen? Bestenfalls gähnende Langeweile, schlimmstenfalls eine endlose Bewusstlosigkeit, da nicht einmal das Ende der Entscheidungslosigkeit bewusst werden könnte. Es wäre also, als hätte man nie gelebt. Für manche mag das ein Trost sein, für mich aber ist es der absolute Horror, vor allem deswegen, weil ich mich nicht dafür entschieden habe. Ich wäre gefangen in einem Einerlei, mit dem ich zwar eins wäre, aber zu dem hohen Preis, keine Wahl zu haben.

Spencer Brown zeigte: Mathematik und Logik, die sich spätestens seit Frege als abstrakte Wissenschaften der Operation verstehen, haben es daher vor allem anderen mit Unterscheidungen zu tun.

Unterscheidungen sind jedoch nur dann Operationen, das heißt können nur dann an vorherige Operationen anschließen und sind nur dann Anknüpfungspunkte für weitere Operationen, wenn sie asymmetrisch gebaut sind. Sie dürfen nicht in unschlüssiger Zweiseitigkeit verharren, sondern müssen eine Seite vorziehen. Diese vorgezogene Seite wird zur Innenseite, zur bezeichneten Seite der Unterscheidung. Hier können weitere Operationen anschließen.

Wer nach Einheit sucht, muss in Unterscheidungen denken. Das Eins-Sein wird als Zustand erlebt, aber um diesen Zustand immer stärker und immer öfter im Alltag erleben zu können, muss die Unterscheidung zu anderen Zuständen (der Zersplitterung, Zerstreuung, Verwirrung bis hin zur Verzweiflung und Aussichtslosigkeit) in eine kontemplative Praxis einfließen. Nur so kann das Bewusstsein daraus lernen, wie sich der jeweilige Zustand anfühlt und zu welcher Verkörperung (Somatisierung) er führt, und wie die Entscheidung für den höchsten Bewusstseinszustand sich auswirkt - bei Sri Aurobindo wird dieser Zustand Seins-Seligkeit genannt (sat-chit-ananda = Sein, Bewusstsein, Seligkeit). Um diese Entscheidung treffen zu können, muss das Bewusstsein lernen zu unterscheiden. Hier ergibt sich eine Parallele zur christlichen Praxis der „Scheidung der Geister“ (siehe Paulus und Ignatius von Loyola). Die Gesetze der Form des Mathematikers Spencer-Brown können dabei helfen.

Die "Gesetze der Form" ergeben sich nun daraus, dass es nur drei Möglichkeiten gibt, mit Unterscheidungen umzugehen.

1. Man kann die Bezeichnung wiederholen und damit die Unterscheidung akzeptieren.
2. Man kann die Bezeichnung ablehnen und auf die nichtbezeichnete Seite der Unterscheidung wechseln, wo man dann allerdings mit leeren Händen, das heißt ohne operative Anschlüsse, dasteht.
3. Und man kann die Unterscheidung in den Bereich des Bezeichneten wiedereinführen und dort auf ihre "Form" hin beobachten.

Was hat es nun mit der Wiedereinführung (bei dem Soziologen Niklas Luhman *Re-entry* genannt) auf sich? Um dies zu verstehen, muss man sich mit dem zweiten Schritt befassen, in dem die Bezeichnung abgelehnt wird. Dies ist der

Fall in der Negativen Theologie (z.B. des Philon von Alexandria), die jede Beschreibung Gottes verbietet:

Der jüdische Philosoph Philon von Alexandria (1. Jahrhundert), der platonische Philosophie mit jüdischer Theologie verbindet, betont die Unbegreiflichkeit Gottes. Er stellt fest, man sei, wenn man Gott finden will, auf der Suche nach etwas schwer Erreichbarem, „das immer zurückweicht und in der Ferne stehen bleibt und mit einem unendlichen dazwischenliegenden Abstand vor den Verfolgern hereilt“. Daher müsse der menschliche Geist „in unermesslichen Abständen hinter der Erfassung des Urgrundes zurückbleiben“. Allerdings nimmt Philon im Gegensatz zu Platon an, dass man vom ersten Prinzip, das er mit dem Gott der jüdischen Religion gleichsetzt, das Sein aussagen könne; Gott habe sich im Tanach als der Seiende geoffenbart. Philon meint, Gott bestimmte Eigenschaften beizulegen sei unzulässig; man könne nicht sagen, was er sei, sondern nur, dass er existiere und seine Existenz frei von allen Eigenschaften sei. Gott sei nicht benennbar, sprachlich nicht fassbar. (Wikipedia, Negative Theologie)

Philon selbst hält die von ihm geforderte Negation nicht oder nur teilweise durch. Es lebt sich schwer mit absoluten Negationen. Nur wenn sie dazu dienen, Unterscheidungen zu treffen, können sie für das Denken nützlich sein und in die Praxis einfließen. Was hat nun die Mystik der Negativen Theologie mit den Erkenntnissen eines Mathematikers zu tun?

Die bahnbrechende Entdeckung Spencer-Browns liegt in der Einführung des *unmarked state*. Ein nichtbezeichneter Zustand ist „leer“, Spencer-Brown spricht von *the void*. Auf dem Umweg über *the void* (das eine Form von Bezeichnung und damit Unterscheidung darstellt) führt die Form der Unterscheidung zurück auf den Beobachter, der die Unterscheidung trifft.

Wenn man die Unterscheidung wiedereinführt, kann man sehen, dass eine Unterscheidung zwei Seiten hat, eine bezeichnete und eine unbezeichnete, und dass zwischen diesen beiden Seiten eine Trennungslinie verläuft.

Man entdeckt, dass man es mit einseitigen Bezeichnungen mit Hilfe zweiseitiger Unterscheidungen auf der Grundlage einer dreiwertigen Form zu tun hat.

Die Form macht auf einen dritten Wert aufmerksam, der in allen bisherigen Unterscheidungstheorien nie die ihm gebührende Rolle gespielt hatte. Worin besteht dieser dritte Wert, wenn es sich bei ihm weder um die Bezeichnung noch um den Rest der Welt handelt? Dieser dritte Wert, so Spencer-Brown, ist der Beobachter, der die Unterscheidung trifft, um die es geht, und der hinfort aus den Berechnungen, die es zu berechnen gilt, nicht mehr wegzudenken ist. (Dirk Baecker, Der feine Unterschied)

Was passiert beim *Re-entry*? Die Unterscheidung – und mit ihr der Beobachter – wird wieder eingeführt. Sie wird zu einer Form, die sich beobachten lässt. Als Unterscheidung wird sie jedoch zugleich das, was sie nicht ist.

Somit wird Ununterscheidbarkeit zur Voraussetzung jeder Unterscheidung. Was heißt das für eine Praxis, wie sie unter anderem auch in systemischen Spielarten der Psychotherapie entwickelt wurde?

Dazu muss man sich die Sache von der formalen Seite her anschauen. Spencer-Brown definiert den englischen Begriff „form“ als Einheit aus einer umschließenden Unterscheidung mit deren Innen- und Außenseite im dadurch hervorgebrachten Raum der Unterscheidung. So gesehen kann man danach nur die Innenseite sehen und benennen, die Außenseite und die Unterscheidung selbst bleiben unsichtbar und unbenannt. Hier ergibt sich wieder eine Parallele zur Theologie, aber auch zur Mystik und zu östlichen

Meditationspraktiken. Ausgehend vom *Unmarked Space* beschreibt Spencer-Brown in den *Laws of Form* auch das *Beobachterdilemma*: Jede von einem Beobachter getroffene Beobachtung, somit Unterscheidung, impliziert demnach eine zweite Unterscheidung: Die erste ist die Unterscheidung des jeweils beobachteten Gegenstands (*indication*) – die zweite die Unterscheidung der mit der ersten Unterscheidung implizit getroffenen Unterscheidung (*distinction*) des *marked state* von einem *unmarked state*.

Das Unsichtbare schwingt im Beobachten des Sichtbaren mit. Es geht darum, mit den Schwingungen mitzuschwingen, um mehr zu erfahren, mehr zu erleben.

„Eine Aussage kann nicht nur wahr, falsch oder sinnlos sein, sondern auch imaginär.“ Spencer-Brown, *Laws of Form*

Hier, auf das Imaginäre angewiesen, begegnen wir Lacan: Das Imaginäre ist bildhaft und dual organisiert und wird insbesondere im Spiegelstadium ausgebildet. Es ist der Ort der Selbstidentifikation, des Selbstbildes, aber auch des Verkennens und der Täuschung. Dazu gehört auch das Begehren.

Unterscheidungen sind wichtig, um handeln zu können. Zustände der Aussichtslosigkeit trüben den Blick, der nur Gleichförmiges erkennt. Es sind die emotionalen Verallgemeinerungen, die sich wie Blei auf die Seele legen.

Deshalb können die *Laws of Form* von Spencer-Brown auch auf psychotherapeutischer Ebene angewandt werden. Denn Unterscheidungen wirken wie Musterunterbrechungen. Die verwirrende Symmetrie eines „Sowohl- als auch“, das durch Verflüssigung der kontrastierenden Grenzen entstanden sein mag, muss in die Asymmetrie einer Konfrontation in Form eines „Entweder - Oder“ zurückgeführt

werden, um eine Entscheidung (Entweder - Oder) herbeizuführen, auch wenn diese nur vorübergehend getroffen wird, um der Person zu helfen, aus der Trance der Beliebigkeit herauszufinden und den quälenden Zustand der Unschlüssigkeit zu beenden.

Nur durch die Unterbrechung eines Musters kann das Muster als Muster erkannt werden. Nun kann die Person, die im Bann des automatisiert sich abspielenden Musters stand, aus dem Bann heraustreten: Es gibt noch etwas anderes im Leben als dies. Und plötzlich kann die Person Stellung nehmen, sich beziehen, sich positionieren. Sie erkennt wieder Konturen und feste Grenzen im Wabern der Möglichkeiten.

Der Unterschied entsteht durch Beobachtung, besser: in der Beobachtung. Dazu muss der Beobachter einen Schritt zurücktreten, so dass er Distanz gewinnt. Das ist der erste Schritt im Ringen um eine Entscheidung, es ist die erste Entscheidung.

Bei Fichte entdeckt das ICH sich in Abgrenzung zum Nicht-ICH.

In der Meditation beobachtet der Beobachter sich bei der Beobachtung. Er wird zum inneren Zeugen, der sich in der Wahrnehmung der Außenwelt (und der eigenen Innenwelt) davon abgrenzt, also sich nicht damit identifiziert, dies jedoch ohne die Beobachtung der Beobachtung auszusetzen. Das Bezeugen durch den inneren Zeugen läuft weiter wie eine Nebenspur zur Hauptspur des realen Geschehens, es ist geradezu wie im Theater oder im Film, man könnte sich zurücklehnen im Plüschsessel des Kinos und das Spiel, das sich da abspielt, und es als Kunstwerk genießen.

Doch ein Schritt weiter kommt das Bewusstsein hinzu, dass das eigene Zutun zum Spiel in eben dieser Beobachtung liegt.

In der Yoga-Philosophie wird das Selbst (Atman) zum Beobachter. Es wird als *Bhoktar* (Sanskrit für „Genießer“) bezeichnet. Es genießt oder erfährt die menschlichen Erfahrungen, ohne in irgendeiner Weise beteiligt zu sein. Diese seine Freiheit beruht auf der unendlichen und ewigen Distanz zu dieser Welt. Es ist *in* dieser Welt, doch von seinem Wesen her ist und bleibt es verschieden, getrennt, distanziert.

Durch die Fähigkeit, die das menschliche Bewusstsein verleiht, ist es möglich, in Distanz zu gehen. Doch ein weiterer Schritt in der Bewusstwerdung führt in ein intensives Erleben hinein, das nicht nur trennt, sondern verbindet: durch die distanzierende Trennung wird eine Neuverbindung auf höherer Ebene möglich: die Trennung bewirkt nicht nur eine Distanzierung vom Geschehen, sondern, und vor allem, von der Persönlichkeit, die das, was geschieht „persönlich nimmt“ und auf sein persönliches Ich bezieht. Husserl spricht vom „empirischen Ich“, im Gegensatz zum transzendentalen Ich. Sri Aurobindo unterscheidet zwischen *personality* und „Person“, in der sich das Göttliche manifestieren will. So gesehen ist das distanzierte Zeugenbewusstsein die Vorbereitung des Bewusstseins auf den weiteren Schritt, zu dem es findet, indem es Mitgefühl entwickelt. Im Mitgefühl (*karuna*) ist der Mensch mit allen Lebewesen verbunden.

In Aldous Huxleys Roman *Eiland* haben die Inselbewohner der fiktiven Insel Pala den dortigen Vögeln beigebracht, das Wort *Karuna* zu rufen, um die Menschen an Mitgefühl und Achtsamkeit zu erinnern.

Mitgefühl als Zustand (der anhand von Messungen der Gehirnwellen wissenschaftlich untersucht wurde, siehe das Experiment „Mönche in der Magnetröhre“) lässt im Gehirn jene Gamma-Wellen auftreten, die kognitive Höchstleistungen begleiten, beispielsweise Momente extremer Konzentration. Dass die Erregung so koordiniert über das gesamte Denkkorgan der tibetischen Mönche

liefern, fasziniert die Psychobiologen aber noch mehr. Denn zu den Gamma-Wellen gibt es noch eine zweite Hypothese, die eines der größten Rätsel der Hirnforschung lösen könnte - die Frage nämlich, wie Bewusstsein entsteht. Gamma-Wellen sind eine übergeordnete Steuerfrequenz, welche die Hirnareale synchronisiert und zusammenführt. So entstehen Wahrnehmungen, aber auch Bewusstseinszustände. Jene extrem koordinierten Gamma-Oszillationen, die bei den Mönchen registriert wurden, treten unter normalen Umständen nie auf. Eine mögliche Erklärung ist: Wenn alle Nervenzellen synchron schwingen, wird alles eins, man differenziert weder Subjekt noch Objekt. Exakt das ist die zentrale Aussage der spirituellen Erfahrung.

Die Definition des inneren Zeugen als ein „unbeteiligter und unabhängiger Zeuge der Ereignisse“ muss durch ein erweitertes Bewusstsein korrigiert werden: Es gibt keine Distanz, die durch Abgrenzung geschaffen wird. Es gibt nur Nähe, die durch eine Abgrenzung geschaffen wird, die es wiederum es schafft, die Grenzen zu überwinden zugunsten eines erweiterten Kontextes, in dem „das alles“ gesehen wird und zugleich erlebt wird, wie dieses Sehen sich mit dem Gesehenen verbindet und diese Verbundenheit einen wechselseitigen Austausch schafft, mit allem, ohne Einschränkung. Dieses Mittendrin-Sein ist anders als das gewohnte, das Sehen geht von einem Auge aus, das wie ein Auge im Sturm in der Stille verweilt, was auch immer es um sich herum sieht. Sein Blick ist auf etwas gerichtet, das darüber hinaus geht und zugleich, und gerade deswegen, alles in seinem Blick, einem Augenblick, miteinschließt. Diese Position nennt T.S. Eliot nennt es den „Ruhepol der sich drehenden Welt“.

*At the still point of the turning world.*  
(Im Ruhepol der sich drehenden Welt)

*Neither flesh nor fleshless;*  
(Weder Fleisch noch fleischlos)  
*Neither from nor towards;*  
(Weder von noch für)  
*At the still point, there the dance is,*  
(Im Ruhepol, dort ist der Tanz)  
*But neither arrest nor movement.*  
(Aber weder im Stillstand noch in Bewegung)  
T.S. Eliot, *Burnt Norton*

Das Getrennte ist das Unterschiedene.  
Es ist das Bekannte, Gewohnte.  
Es ist die Innenseite unserer Ansichten.  
Die Außenseite ist uns nicht bekannt.  
Sie ist nicht sichtbar.  
Und doch zieht sie uns an.

Das Begehren führt über das Bekannte hinaus, indem es die Vorstellung anregt, sich vorzustellen, wie es wäre, wenn das, was so sehnlich begehrt wird aber fehlt, wie durch ein Wunder vor Augen stehen würde. So schafft das Imaginäre einen geistigen Raum, in dem das Unsichtbare als Fehlendes sichtbar wird und Wirkungen zeigt.

Diese Wirkungen können ins Spiel gebracht werden.

**3: INS SPIEL BRINGEN:** Das System spielt sich.  
Es geht leicht, aber es ist nicht leicht.  
Es geht einfach, aber es ist nicht einfach.  
Nur im Vorangehen erscheint es leicht und einfach.  
Das Gehen trägt weiter.

Es spielt sich (von selbst) – Das System spielt sich, und während es sich spielt, etabliert es sich als System.

Das Spiel hat System, das Spiel wird zum System, das sich auf sich selbst bezieht, das Spiel ist ein System.

Selbstbezügliche Systeme stabilisieren sich auf sich selbst und schließen sich darin von ihrer Umwelt ab. Dadurch gewinnen sie Beständigkeit und ermöglichen Systembildung und manchmal objektivistische Identität. Selbstreferenzielle Systeme sind „operational geschlossen“. In ihren Prozessen beziehen sie sich nur auf sich selbst und greifen nicht in ihre Umwelt hinaus. Sie reagieren nur noch auf Veränderungen in ihrem eigenen System. Die Ressourcenschöpfung ist unabhängig davon zu betrachten.

In der Soziologie werden soziale Systeme als selbst-referenzielle zu beschreiben versucht. Begriffe wie *Selbstorganisation* und *Autopoiesis* bezeichnen Prozesse, die zu höheren strukturellen Ordnungen führen, ohne dass ein steuerndes Element erkennbar ist.

Selbstorganisation ist das spontane Auftreten neuer, stabiler, effizient erscheinender Strukturen und Verhaltensweisen (Musterbildung) in offenen Systemen. Das sind Systeme, die sich fern vom thermodynamischen Gleichgewicht befinden, die also Energie, Stoffe oder Informationen mit der Außenwelt austauschen.

Der Begriff der Selbstorganisation wurde in den 1950er-Jahren von Wesley A. Clark und Belmont G. Farley geprägt:

*„Sie erkannten, daß sich Operatoren, die in einer geschlossenen Beziehung stehen, irgendwie stabilisieren und beobachteten – noch ohne eine Theorie der rekursiven Funktionen oder des Eigenwertes zu kennen – das Phänomen, daß bestimmte geschlossene Systeme nach einer gewissen Zeit stabile Formen des Verhaltens entwickeln“*  
– HEINZ VON FOERSTER, BERNHARD PÖRKSEN: *WAHRHEIT IST DIE ERFINDUNG EINES LÜGNERES*. 1998, S. 92.

Das Phänomen der Selbstorganisation beschäftigte schon im alten Griechenland die Philosophen, die über Chaos und Turbulenz als Ursache von Ordnung spekulierten. In der Philosophie des Aristoteles entspricht am ehesten der Begriff Entelechie dem der Selbstorganisation auch als bezeichnen. Der Begriff wurde von Aristoteles in der Metaphysik IX, 8 eingeführt und bei Thomas

von Aquin in seinem theologischen Konzept von Akt und Potenz aufgenommen. *Entelechie* bezeichnet die ideale Form, die sich im Stoff verwirklicht, besonders im Sinne einer dem Organismus innewohnenden Kraft, die ihn zur Selbstverwirklichung bringt – altgriechisch *entelecheia*, ist die Eigenschaft von etwas, sein Ziel (Telos) in sich selbst zu haben. Der Ausdruck *Entelechie* ist aus drei Bestandteilen (en-tel-echeia) zusammengesetzt: *en* = in, *telos* = Ziel *echeia* von *echein* = haben, halten.

Die platonisch orientierte Naturphilosophie Isaacs Newtons (*Philosophiae naturalis principia mathematica*, 1687) nimmt schon im Ersten Bewegungsgesetz an, dass die Materie absolut passiv ist. Sie ist deshalb auch zu keiner Selbstbewegung und Selbstorganisation fähig. Aktive Ursachen materieller Veränderungen sind hier die immateriellen „Kräfte der Natur“. In den Naturwissenschaften des achtzehnten, neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhunderts dominierten dagegen materialistisch-mechanistische Denkweisen, die sich unter anderem auch in Darwins Evolutionstheorie widerspiegeln. Die eigentliche Entstehungsgeschichte der Selbstorganisation beginnt jedoch erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Der relativ späte Zeitpunkt hat mehrere Ursachen, zunächst verhinderte das vorherrschende mechanistische Paradigma das notwendige Umdenken, außerdem wurden mit Selbstorganisation in Verbindung stehende Phänomene ignoriert.

Wozu diese abstrakten Ausführungen, wenn es bei dem Spiel doch um eine Selbsterfahrung gehen soll, die innerhalb einer Gruppe gemacht wird?

Es ist jedoch nicht irgendein Spiel, sondern steht in einem bestimmten Zusammenhang. KRAFT soll ins Spiel gebracht werden, und nicht irgendwelche kraft, sondern DIE KRAFT DER VISION, so dass also die VISION eine Rolle spielt, obwohl es nicht festgelegt ist, um welche Vision es geht. Es zeigt sich,

dass hier KRAFT und VISION zusammenhängen, und dieser Zusammenhang das SPIEL bestimmt. Der Zusammenhang kann am besten als ein systemischer beschrieben werden, und das heißt: die Kausalität, die meist Zusammenhänge erklären will, wird abgelöst von einer Zirkularität, in der viele Faktoren zusammenspielen, um Phänomene erscheinen zu lassen, für die es keine eindeutigen, kausalen Ursachen gibt. Mehrere Faktoren spielen zusammen, und nicht alle Faktoren sind bekannt oder bewusst. Es ist also ein Spiel, das mit dem Unbekannten und dem Unbewussten umgeht. Zunächst scheint das Chaos zu regieren. CHAOS! Kein Mensch käme darauf, Chaos mit Ordnung in Verbindung zu bringen, gäbe es da nicht diese Erfahrungen mit dem Chaos, die bestätigen, dass es da eine Ordnung gibt, die in allem Chaos und trotz allem Chaos sich selbst organisiert und sich als Ordnung auswirkt – diese Erfahrung ist so schön, ja, zu schön, um wahr zu sein, bzw. als wahr anerkannt zu werden. Handelt es sich um ein Wunder? Kann man sich darauf verlassen? Sollte das Unbewusste, das das Unbekannte in der Psyche repräsentiert, ein solches Ass im Ärmel halten? Dürfen wir im Spiel davon ausgehen, dass das Unbewusste uns nicht überwältigen und verschlingen, sondern mit unserem Bewusstsein kooperieren wird? Können wir vertrauen? Und auf was? Wie genau?

Um eine Antwort zu finden, muss man sich in das Abenteuer hineinbegeben, mit Haut und Haar, wie der Abenteurer, der sein Schiff besteigt um die Ozeane zu befahren. Es gibt keine Garantie, dass er heil zurückkommt, außer er verlässt sich auf den Bericht anderer Seefahrer. Doch das Erleben der Fahrt auf hoher See ist immer anders, allen Berichten zum Trotz.

Die Inszenierung des Spiels beginnt mit einem Raum, innerhalb dessen das Spiel gespielt wird. Hier wird das Spiel in Szene gesetzt. Der Spielraum ist der Rahmen.

Hier soll es der Aspekt sein, unter dem wir das Spiel antreten und es, und uns zugleich dabei beobachten: Angesichts der Ewigkeit, *sub specie aeternatis*.

*“Man muss noch Chaos in sich haben, um einen tanzenden Stern gebären zu können.”* ist ein Zitat aus der Vorrede zu dem Werk: *“Also sprach Zarathustra”*, von Friedrich Nietzsche.

*Wehe! Es kommt die Zeit, wo der Mensch nicht mehr den Pfeil seiner Sehnsucht über den Menschen hinaus wirft, und die Sehne seines Bogens verlernt hat, zu schwirren!*

*Ich sage euch: man muss noch Chaos in sich haben, um einen tanzenden Stern gebären zu können. Ich sage euch: ihr habt noch Chaos in euch.*

Chaos wird hier zum Potential, aus dem eine neue Ordnung sich selbst organisiert, was einer Geburt gleichkommt, einer Geburt aus dem Unbewussten, aus dem unbewussten Selbst. Die Ordnung ist das neue Bewusstsein.

Chaos und Ordnung: Hier heißt es nicht *Entweder - Oder* sondern hier koexistiert das *Entweder* neben dem *Oder*. Also heißt es: *Sowohl- als auch*, und das Pendeln zwischen den Polen bringt die Kraft ins Fließen und verstärkt die Vision. Ist die KRAFT DER VISION oder die VISION DER KRAFT? Es ist beides gleichzeitig, mit verschiedener Akzentuierung und Perspektivierung, mal von Seiten der Dynamik beobachtet, wie die Kraft sich in der Vision gestaltet, mal von Seiten eines Potentials von Kraft gesehen, aus dem die Vision strahlend hervortritt.

Indem wir beides (CHAOS UND ORDNUNG) wie Figuren auf dem Schachbrett aufstellen und dann selbst die Positionen einnehmen, so dass die Figuren mit Leben verkörpert und

repräsentiert werden können, wobei sich in entsprechend diametrale entgegengesetzten (statischen) Körperhaltungen beziehungsweise (dynamischen) Bewegungssequenzen zwei Arten des Daseins ausdrücken. Im Hin und Her der Ausdrucksweisen wird klar, wie sich Chaos und Ordnung gegenseitig bedingen sich die Bälle zuspieren, ein Spiel von kosmischen Ausmaßen aufführen, ein Spiel, das im persönlichen Alltag seine Gültigkeit bewahrt, was sich verdeutlicht, wenn die Spieler von meinem Chaos und meiner Ordnung sprechen, während sie als Figuren auf einem Spielbrett agieren, und dabei beobachten, welche Auswirkungen diese Beobachtungen auf das Spiel und auf sie selbst hat.

Das Chaos kennt keine Unterscheidung. Alles ist eins und einerlei, alles ist möglich, und ebenso nichts. Der Unterschied kommt in die Welt, wenn das Ich heraustritt aus diesem Zustand der Beliebigkeit. Kaum betritt es die Bühne, hat es den Akt der Selbstsetzung (wie Fichte es nennt) schon vollzogen, und alle Aktivitäten, die nun folgen, sind die Folge von dem ersten entscheidenden Schritt.

So wird die Erzählung von Gottes Selbstentäußerung (zuerst vollzogen von En Sof, dem unendlich gleichförmigen Licht) von entscheidender Bedeutung für den Menschen, denn die Selbstentäußerung Gottes, die Raum macht für die Schöpfung, wird in der Menschwerdung Gottes ein weiteres Zeichen setzen. Potenz drängt nach Ausdruck, und Ausdruck gewinnt in der Vision an Gestalt.

Dies ist ein besonderer Moment.

Zeit und Ewigkeit spielen ineinander: Die Zeit, von lichten Momenten durchwirkt, weist auf die Ewigkeit hin, die in ihr ruht, bis sie in einem Augenblick erwacht.

Wie Paul Valery sagt: *Der Augenblick gebiert die Form, und die Form macht den Augenblick sichtbar.*

Dieses Spiel muss immer aufs Neue gespielt werden, um immer wieder aufs Neue aus dem Chaos zu schöpfen und immer wieder aufs Neue zu einem schöpferischen Ausdruck zu finden.

#### **4: DAS SPIEL IST AUS.**

In der vierten Position, die das Tetralemma vorsieht, wird die Folge der vorgehenden 3 Positionen (Entweder, Oder, Sowohl-als-auch) fortgesetzt in Form einer Negation: *Weder-noch*. Diese Negation bezieht sich auf das *Entweder -Oder*, aber als doppelte Negation kann es sich auf alles beziehen, auf das ganze System, das nun als das geschlossene System, das sich gegen seine Umwelt abgrenzt und in dieser Abgrenzung einseitig definiert, als zu begrenzt empfunden und verlassen wird. *The unmarked space* Spencers-Browns wird zum Attraktor, der in den Sog eines neuen unbekanntes Kräftefeld geraten lässt.

#### **5. DAS SPIEL GEHT WEITER, ABER ANDERS –**

fern des Gleichgewichts, das eben noch im Spiel gefunden wurde. Schon hat sich die erfundene/ vorgefundene Ordnung als veraltet erwiesen, und das Chaos lädt dazu ein, ein Überbewusstsein zu erkunden, das sich aus dem Fundus des Unbewussten nährt. Im Wechselspiel zwischen dem *empirischen* und dem *transzendentalen* Ich werden neue Bewusstseinsdimensionen ausgelotet. Dies wird Inhalt eines Integralen Mysteriums sein, das in seinem zweiten Teil Bewusstseinsforschung mit den Mitteln des Tetralemmas als systemische Strukturaufstellung betreibt.